

Der Krieg tobt,

der Glaube lebt

**Erlebnisse eines Angola Missionars
Im Kriegsjahr 1993**

Pater Franz Eggs MS

Ich bin ein Missionar unserer lieben Frau von La Salette, missioniere seit 1957 in Angola und seit 1976 in Cubal (District Benguela), wo man mich einfach "Patele Siku" nennt. .

Zur Zeit erhole ich mich in meinem Geburtsort Leuk von einem Attentat. Man kennt mich hier unter dem Namen Pater Franz.

1992 ein Friedensjahr

Grosser Jubel herrschte letztes Jahr unter der Bevölkerung. Die Bitten und Gebete des Volkes und die zahlreichen Ermahnungen der Hirtenbriefe der kath. Bischöfe schienen erhört zu sein. Die Waffen verstummten, die Leute, alte und junge tanzten vor Freude; der Friede hielt Einzug in das zerstörte und geplagte Land und sogar der Papst besuchte die grössten Städte Angolas. Den Hunderttausenden, dem hochbegeisterten Volk rief er zu: "Nie mehr Krieg - nie mehr Krieg!" Ja, dies wäre das schönste Geschenk für Angola gewesen. Man konnte auch wieder ungestört und ohne Furcht die vielen Kilometer entfernten Aussenstationen besuchen. Es fielen keine Bomben, es explodierten keine Granaten oder Minen mehr. Das christliche Volk lief von weit her um mit aller Begeisterung der hl. Messe beizuwohnen und die Sakramente zu empfangen. .

Ostern war - tempo de paz und Friedensjahr 1992. Für den Pater war das eine anstrengende Zeit, denn 2 Missionare für 38'000 Katholiken bedeuteten eine Menge Arbeit. Obwohl schon krank und fiebrig, machte ich mich auf ins' Zentrum Bundiangolo. Es war Palmsonntag und Hunderte warteten schon auf die Beichte. Doch zuerst musste ich im Wagen sitzen bleiben, nachdem ich erbrochen hatte. Auf der Mission zurück, stieg das Fieber über 39° und zwang mich zu einer Ruhepause von einigen Tagen. Dann begann die Arbeit der Karwoche. Jeden Tag Beichte hören, auch in den nahegelegenen Dörfern predigen, doch der anstrengendste Tag war der Karsamstag. Nach der Arbeit auf der Mission, bis zwei Uhr nachmittags Beichthören in einem Zentrum; dann nochmals auf der Mission. Danach Predigtvorbereitung für die Mitternachtsmesse (erstmal seit vielen Jahren). Beginn der Messe mit Erwachsenentaufe um 21 Uhr, Schluss erst um Mitternacht. Jubelnd und singend vor Freude zog das Volk aus der Kirche und draussen ging es mit Freudentänzen bis weit in die Nacht weiter. Das war endlich einmal Ostern ohne Krieg!

Doch für mich ging die Arbeit weiter, denn auch das Volk auf den Aussenstationen wollte eine Ostermesse haben. Gegen Abend kam ich endlich ganz entkräftet auf die Mission zurück und entschloss mich zu einem ersten, kleinen Erholungsurlaub von drei Tagen in der Nachbarmission Hanha.

Zurück, begann wieder die Arbeit im alten Tempo. Um sechs Uhr Frühmesse, dann nach dem Morgenessen Beschäftigung bis zum Einnachten, mit einer Unterbrechung von 1-1 ½ Std. nach dem Mittagessen. "

Nach Wochen musste ich zur Aushilfe nach Ganda (50 km) fahren. Ich danke meinem Schutzengel, denn auf der Strasse kam ein Lastwagen direkt auf mich zugerast, und ich fuhr auf den äussersten Strassenrand. Weiter hinaus konnte ich nicht" sonst wäre mein Toyota umgekippt. Der Camion fuhr ca. 10cm an mir vorbei! Bei einer anderen Gelegenheit, als ich bei starkem Regenwetter in einer Pfütze auf Sand auffuhr und einem Reifen die Luft ausging, war keine Hilfe da ausser ein paar Kinder und vier Männer. In Gedanken bat ich meinen Schutzengel um Hilfe und siehe da, der Wagen fuhr beim ersten Anlauf, unter Kinderjubel, aus dem Loch heraus.

Friedensgespräche ohne Frieden

Die letzten Monate des Jahres 1992 werden langsam unruhig. In Cubal verstehen sich die beiden Parteien M.P.L.A. und Unita, noch mehr oder weniger, doch es herrscht beiderseits ein Misstrauen.

Doch dann zieht eines Tages - es war wohl Ende Oktober - eine Gruppe des Volkes, von Fanatikern angestachelt, gegen die Posten der Polizei los. Mit Hacken, Buschmessern, Schlägern etc. wollen sie protestieren. Das wäre der sichere Tod der Leute gewesen, denn wer könnte schon mit einer Hacke gegen eine Maschinenpistole ankommen?

Um ein grosses Blutvergiessen zu vermeiden wegen dieser Unklugheit, erschien im letzten Moment der Pfarrer von Cubal. Er lief von einer Partei zur anderen und versuchte zu schlichten, was ihm für diesen Tag auch gelang. Doch kaum ein paar Tage später hört man frühmorgens Schüsse und Detonationen. Das Gebäude der Sicherheitspolizei und des Gefängnisses wird gesprengt. Fenster und Türen werden eingeschlagen. Die zivilen Autoritäten, d.h. Commissaire und Polizei der M.P.L.A. flüchten mit ihren angeschossenen Wagen auf die Mission und bitten uns, die Chefs der Unita zu einem Gespräch herbeizuholen, um einen bewaffneten Zusammenstoss zu vermeiden. Mir waren die Chefs der Unita noch unbekannt und so holte ich noch zwei Schwestern, denn die verstehen manchmal sehr viel von Diplomatie. So erschienen dann wirklich zwei Männer im Saal der Mission und warfen einander ihre Vorwürfe an den Kopf. Inzwischen fand noch eine Versammlung auf höherem Niveau statt. Auch diese auf der Mission, weil man mit Steinwürfen von seiten des Volkes, vor allem Jugendlicher, rechnete, wie dies schon etliche Male vorkam.

Ende Oktober oder anfangs November beginnt das Regime der Unita.

Wieder morgens früh, vor fünf Uhr, hört man Schiessereien, die etwa eine Stunde dauerten. Innert kurzer Zeit werden alle, die in der M.P.L.A. einen Namen hatten, vertrieben. Es beginnt eine verhältnismässig ruhige Zeit, nur, dass der Kontakt mit Benguela unterbrochen ist und folglich Knappheit herrscht. Wochenlang kein Brot, sehr wenig Benzin und Mazut. Die C.R.S. (eine amerikanische Hilfsorganisation die mit der Caritas zusammenarbeitet) bringt einige wenige Male Maismehl für das hungrige Volk mit und nimmt Schwerkranke und auch Frauen mit, deren Männer nach Benguela geflüchtet sind. Die Unita hatte jene, welche auf die Mission geflohen waren, respektiert, obwohl nicht alle ihre Sympathisanten waren.

So lebten auf der Mission Menschen beider Parteien friedlich nebeneinander, wie auf einer Friedensoase, während man sich im grossen Angola, bis auf den Tod bekämpfte.

Der Delegade, Chef der Unita in Cubal, war uns gegenüber sehr freundlich und so wagten wir es auch ihm einige Klagen vorzubringen. Es betraf dies geraubtes Vieh (welches als Transportmittel gebraucht wurde), sowie Mädchen, welche von Soldaten entführt wurden um mit ihnen nächtelang zu singen und zu tanzen.

Da der Regen ausfällt, werden mehrere "Schuldige" (manchmal sind sie selber schuld, weil sie behaupten, sie hätten die Macht über den Regen) gefangen und gemartert. Auch werden einige Aktivisten der anderen Partei hingerichtet, doch nicht in dem Masse wie es bei der Gegenpartei geschieht. Um den vielen Diebereien oder den häufiger werdenden Räubereien ein Ende zu bereiten, werden den Dieben zur Abschreckung die Ohren abgeschnitten oder je nach Vergehen müssen die Täter mit dem Leben bezahlen. In Benguela vollzieht das Volk oft Selbstjustiz, indem es Benzin über die Täter giesst und sie bei lebendigem Leib verbrennt.

Kontakt mit der Aussenwelt haben wir nur dank den Ärzten ohne Grenzen"(Franzosen). Da mein junger Angolaner-Mitbruder, P.Thomas, auch die Mission Malongo übernehmen muss, (70km von uns entfernt) erhalte ich eine Aushilfe, P. Marcial, auch ein Angolaner.

Weihnachten feiern wir wegen der unsicheren Zeit schon um 18 Uhr.

Anfangs Januar fährt P. Alois Keller aus der Nachbarmission Hanha nach Benguela, denn auch er braucht Ferien, um seine Nerven zu beruhigen, nach all den vielen Schwierigkeiten. Doch bevor er in die Schweiz weiterfliegen kann, muss er dort auf der Mission Catumbela noch tagelange Kämpfe erleben. Die Unita hat Benguela und Lobito angegriffen. Schwere Geschosse donnern von den Schiffen oder Unterseebooten auf die Stadt und Umgebung, bis sich die Unita zurückziehen muss. Dann beginnt die grausige Jagd auf die Sympathisanten. Das Töten Andersdenkender ist "kein Verbrechen, keine Sünde mehr" der Mensch wird unmenschlich.

Inzwischen sollte ich zu einem Fest der Jugend auf eine Aussenstation. Mangels eines Autos an diesem Tag, lud ich den Messekoffer auf ein Motorrad, welches ich schon gegen zwanzig Jahre nie mehr bestiegen hatte. Ob der alte Motor die 40 km noch schaffen wird? Er brauchte es nicht, denn nach 100m fiel ich mit der Maschine im Sand um. Irgend ein Teil bohrte sich ein Loch in mein Bein, woraus das Blut wie aus einer Quelle schoss. P. Thomas kam zufällig an und ersetzte mich. Für mich gab es die ersten längeren Ferien von fünf Tagen auf der Mission Hanha, die zur Zeit ohne Missionar war und nur von Catarina-Schwester betreut wurde.

Nach einer Woche schon konnte ich wieder normal laufen und mich auf eine grössere Buschreise vorbereiten. Es wurde mir zwar davon abgeraten aber ich hatte den Besuch schon angesagt und wollte mich nicht abhalten lassen. Die Schwester kam nicht mehr mit, denn am Himmel drohten Flugzeuge mit ihren Bomben und am Boden hatte es Minen. Auch konnten grosse Kanonengeschosse explodieren.

Drei couragierte Mädchen, Katechetinnen, waren bereit mich zu begleiten und falls nötig mit mir zu sterben. Ich mutete mir viel zu, aber wer wusste, ob es in nächster Zeit wieder eine Gelegenheit gab, zu einem Pastoralbesuch in dieser Gegend.

Es gab viel zu tun. Morgens zuerst die Messe lesen, danach viele andere Erledigungen auf der Mission. Dann reiste ich in das Zentrum Kutela. Dort Beichte hören, Taufen und Trauen. Die Jugend verlängerte die Messe mit ihren zahlreichen liturgischen Tänzen. Die Sonne ging bereits unter und wir mussten noch in das letzte Zentrum Lulambo durch den Busch und hohes Gras. Nach 44 km Fahrt an diesem Tag, kamen wir abends, um 19:30 Uhr an. Mit grosser Freude empfing man uns und zwar mit ihren eigenen, in dieser Gegend speziellen Tänzen. Hunderte von Händen streckten sich uns entgegen. Es war der Stamm der "Vatchisandji", sehr armselig bekleidet, aber voller Lebenslust. Ein unverdorbenes Volk, in welches die üblen Gewohnheiten und die provozierenden Tänze der Stadt noch nicht eingedrungen waren.

Ich schickte meine Katechetinnen, um unser Nachtessen vorzubereiten, während ich mich übermüdet auf meinem Feldbett ausstreckte.

Um 9 Uhr nachts begannen wir die hl. Stunde, mit einem erläuterten Rosenkranz. Hinterher versammelte sich das Volk rings um das nächtliche Feuer zu einem Glaubensunterricht. Die Katechetinnen brachten inzwischen den Kleinsten neue Gesänge bei und ermunterten besonders die Jugend, zu einem starken Glaubensleben. Nach dem Nachtgebet um 23 Uhr ging meist nur der Missionar zu Bett, denn die Leute schienen nicht müde zu sein, obwohl sie schon von weit hergelaufen waren. Auch war es empfindlich kalt, um draussen zu schlafen. Sogar mir taten alle Knochen weh, obwohl ich in einer Strohhütte schlief.

Morgens um 7:30 Uhr begann die Arbeit. Ich mit Beichthören. Die Mädchen formten verschiedene Gruppen zum Unterricht: Kinder, Jugendliche und Erwachsene. Um 10:30 Uhr starten alle in einer Prozession zum Messeplatz. Vor dem Altartisch tönt es aus allen Kehlen, in voller Lautstärke zum Messebeginn. Es ist eine Freude zu sehen, wie auch die Kleinsten mitmachen und mitklatschen und zuweilen auch die alten Leute ihre Freudenschreie hören lassen. Gesungen und getanzt wird sehr viel. Nach dem Sündenbekenntnis wird mit einem Tanz die Dankbarkeit für die Vergebung ausgedrückt, vor der Lesung tanzend auf das Evangelium hingewiesen. Zur Opferung werden die Gaben singend und tanzend dargebracht, z.B. einmal für das Spital und die Waisenkinder ein ganzer Toyota voll Hirse und Kürbis und auch Hühner. In den Zentren, wo nur einmal pro Monat eine Messe stattfindet dauert sie nie unter zwei Stunden. Niemand langweilt sich dabei, ausser vielleicht der europäische Priester, denn er weiss, dass noch viel andere Arbeit auf ihn wartet und er eine gefährliche Rückreise vor sich hat.

Auch diesmal erfasst mich eine schlechte Vorahnung, denn in der Ferne hörte man bereits Bombardierungen und in ein paar Kilometern Entfernung flogen einige Helikopter vorbei, sodass ich die Leute warnen musste, sich gut unter den Bäumen versteckt zu halten.

Um 13 Uhr dachten wir nicht mehr an ein langes Mittagessen, nur noch schnell auf und weg. An drei Stellen mussten wir alle aus dem Auto aussteigen, denn der Übergang über einen Bach war sehr schwierig. In der Nähe von Cubal sahen wir Migs kreisen und verdächtige Rauchwolken aufsteigen. Auch erschienen schon Leute mit Bündeln auf ihren Köpfen. Nach dem Wort-Gottesdienst auf der Mission flohen die Christen, denn Helikopter hatten in unmittelbarer Nähe geschossen. Der Krieg begann!!

Kriegsbeginn im Februar 1993

Eines nachts im Februar hörte man, in nicht allzu grosser Entfernung ohrenbetäubende Explosionen. Die grosse Brücke über den Fluss Cubal (Verbindung zu Benguela) schaute wie zwei kleine Spitzberge in die Luft und einige Tage danach fiel auch der Mittelteil der Bahnbrücke in den Fluss. Das grosse Problem für mich war nun: wie soll ich mein Zentrum Bundiangolo besuchen? Es gab einen grossen Umweg im Zickzackkurs von 37 km über eine kleinere Brücke und diesen fuhr ich anstelle der kurzen 19 Kilometern. Trotz Regen wartete sehr viel Volk auf die Messe im Freien. Schon während der Feier hörte man in der Feme unaufhörliche Kanonendonner.

Also, möglichst rasch nach Hause, bevor auch die kleine Brücke gesprengt wird. Es schien, als ob die Unita mir diesen Besuch im Zentrum noch gestatten wollte, denn bald nachher flog auch diese Brücke in die Luft. Daheim angelangt erfuhren wir, dass die Regierungstruppen auf dem Weg nach Ganda eine empfindliche Niederlage einstecken mussten. Über fünfzig Fahrzeuge wurden vernichtet und verwesende Leichen lagen wochenlang herum.

Die Schreckenstage beginnen

Am 13. Februar befinde ich mich in unserem Garten und höre einen langandauernden Hagel von Schüssen, vermischt mit Kanonendonner und Explosionen, so dass es mir recht ungemütlich wird. Die Regierungstruppen greifen wieder an, können aber bei der gesprengten Brücke nicht weiterfahren. Trotzdem zieht sich die Unita zurück, denn einer solchen Gewalt schien es unmöglich, zu widerstehen. Irgendwo haben sie dennoch, den

Fluss überquert und überschwemmen die Stadt und Umgebung (bis zur Mission) mit einem Hagel von Schüssen, Detonationen von Granaten und Kanonen, selbst eine Stalinorgel lässt ihr fürchterliches Geheul ertönen. Selbst als kein einziger Unitasoldat mehr anzutreffen ist, geht das Schiessen, Rauben und Morden tagtäglich weiter. Die Mission ist überfüllt mit verängstigten Flüchtlingen. Sie belegen Kirche, Schule und Säle des Studentenheims. Schon seit Tagen bringen sie die nötigsten Sachen, auch Fahrzeuge, auf die Mission, weil man hier eine grössere Sicherheit erwartet.

Soldaten kamen auf die Station und suchten nach Unita-Anhängern. Wir, Patres und Schwestern liefen in den Hof des Studentenheimes, wo man schon alle Burschen in Reih und Glied aufgestellt hatte. Wohl drohte manchem von ihnen der Tod. Ich denke, manche von ihnen kamen, dank unserer Intervention, mit dem Leben davon.

Viele bekannte Anhänger der Unita wurden (bis heute) erbarmungslos niedergeschossen. Man wagte sich kaum aus dem Haus, um nicht einen Schuss abzubekommen. Überall auf den Strassen fand man Leichen. Die Häuser der Gegenpartei wurden angezündet. Die Soldaten drangen in die Gebäude ein, indem sie die Türen aufschossen und alles raubten, was ihnen in die Hände kam.

Sie zwangen auch die Leute, ihnen das spärliche Geld herauszugeben, ein recht trauriges Bild. Die Verantwortlichen hatten die Meute nicht mehr im Griff, denn ein guter Teil der Soldaten war betrunken oder unter Drogen.

Uns persönlich hatte man soweit noch respektiert. Die "Medecins sans frontieres" (Franzosen) kamen dieser Tage schnell angeflogen und durch sie funktionierte noch der letzte Briefkontakt in die Schweiz. Leider wurden sie dann von der Unita vertrieben und ihre ganze Habe, Autos und Medikamente, konfisziert. Nun war unser Missionsspital das einzige zwischen Benguela und Huambo (über 500 km!). Inzwischen wagte ich wieder eine Reise ins Zentrum Caviva, 26 Kilometer weit entfernt, in ein Gebiet, das mehr Unita-freundlich war.

Es war am ersten Sonntag im März. Erstaunlich, dass ich die Erlaubnis erhielt, denn wir fuhren mit einem unsicheren Gefühl dort hin. Kaum vier Kilometer von der Stadt entfernt, sahen wir das erste Minenloch. Doch wir fuhren -den Rosenkranz betend - weiter. Die Gläubigen waren ausser sich vor Freude und umarmten uns, weil wir es gewagt hatten, trotz den Gefahren, zu ihnen zu kommen. Noch am Vortag hatten wir gezögert, sollen wir fahren oder besser zu Hause bleiben. Doch der Freudenjubiläum der Leute, einer Messe beiwohnen zu können, machte unsere Risikofreudigkeit wett. Auf unserer Heimreise, nach 16 Uhr, hielten uns nach ein paar Kilometern einige Unitasoldaten an und sagten, nach einer freundlichen Begrüssung, wir sollten in Zukunft nicht ohne vorherige Information auf diesen Strassen fahren, denn sie seien wegen dem Feind vermint. Mit nicht gerade leichtem Herzen, aber mit Gottvertrauen fuhren wir zurück. Den Katechetinnen sagten wir nur, beten wir wieder einen Rosenkranz, damit uns die Gottesmutter heil auf die Mission begleitet. Dort hatte man mit grosser Sorge auf uns gewartet.

An diesem Tag kam endlich der langersehnte Regen, nach dreimonatiger Trockenheit. Inzwischen drohte ein erneuter Angriff von Seiten der Unita. Unser langjähriger Koch und einige andere Angestellte verschwanden schon früher und auch zwei von unseren jüngsten Ärztinnen (eine 26 jährige aus Uruguay) zogen sich zurück, denn es ist nicht jedermanns Sache, bei Explosionen mit ruhigen Nerven Kranke zu behandeln.

13. März erneuter Angriff der Unita

Es ist Samstag. Stundenlang greift die Unita mit Granaten und einem Hagel von Schüssen an. Zwischen der Kirche und unserem Haus zieht der Ansturm Richtung Stadt, Terror und Verwüstung hinterlassend. Die Kranken verkriechen sich unter die Betten und bei uns versteckt sich ein Angestellter den ganzen Tag im Waschtrog. Kein Hund und keine Katze lässt sich blicken. Das Haus der Schwestern, die Kirche und das Spital sind mit ca. 50 Einschusslöchern übersät. Auch das Kirchendach zeigt 14 Löcher.

Bei uns gehen drei Fensterscheiben in Brüche. Bald darauf erscheinen die Soldaten und wollen unser Haus nach Feinden absuchen. Einer will ein Zimmer mit Gewalt öffnen, weil ich keinen Schlüssel finde, aber ein anderer hält ihn davon ab. Gleich darauf werde ich zu einem der Chefs der Unita gerufen, welchen ich auf dem Weg nach Caviva, auf der vermuteten Strasse angetroffen hatte. Nach einer Erklärung meinerseits, entliess er eine Gruppe von Burschen, welche sie bereits in unserem Kirchturm arrestiert hatten und entschuldigte sich für gehabte Missstände.

In der Stadt wird geplündert. Was verschlossen ist, wird mit den Gewehren aufgeschossen und auch die Pfarrei, deren zwei Priester bei uns sind, wird nicht verschont. Was übrig bleibt, holen sich die Diebe.

14. März

Es ist Sonntag, aber kein heiliger Tag. Es ist noch ein grösserer Tag des Terrors. Eine starke Militärkolonne der Regierung versucht, zum grossen Schrecken der Bevölkerung, Cubal zurück zu erobern. Nicht nur Granaten, sondern grosse schwere Kanonengeschosse lassen unsere Mauern erzittern und Fensterscheiben zerspringen.

Unser Haus ist mit Leuten überfüllt. Alle sind mäuschenstill und verstecken sich hinter den stärksten Mauern. Wir hören wie die Raketen und Geschosse dahersausen. Die Umgebung der Mission wird während langen acht Stunden beschossen. Als für einige Zeit Ruhe herrscht, schaue ich nach, ob die Schwestern den Angriff überlebt haben und ob ihr Haus noch steht. Eine Bombe explodierte acht Meter davor und das Wasser aus dem grossen Tank floss in Strömen heraus. Flicker? Niemand war da, der das hätte bewerkstelligen können. Unser theolog. Student hatte sich im Hundeloch unter der Treppe verkrochen und so ziehe ich mich, glücklicherweise auch zurück, denn Minuten später detoniert eine weitere Bombe vor dem Schwesternhaus. Kein Fenster ist mehr ganz und die Balken hängen herunter. Überall platzten Bomben: vor dem Schulhaus, vor dem Spital, in den leeren Baracken der Kranken, in einem Zimmer des Spitals, aus dem die Schwester zufällig die Kranken herausgenommen hatte. Fünf Bomben fielen auf das Dörfchen, das der Mission angeschlossen ist. Im ganzen waren es 21 Raketen auf das gesamte Missionsgebiet. Von dem ganzen Missionspersonal, den ca. 400 Kranken, all den Waisenkindern, den gegen 2000 Flüchtlingen gab es wie durch ein Wunder keinen einzigen Toten zu beklagen. Ausserhalb der Mission starben zwei Frauen, welche sich während dem Bombenhagel nicht im Haus aufhielten. Dem Töchterchen einer dieser Frauen musste ein Arm amputiert werden. Es erschien dann auch einer unserer Angestellten mit einer Wunde im Bauch und ein zwölfjähriger Junge mit blutüberströmtem Kopf. Sie rannten, trotz Schiessereien, zu den Schwestern in das Spital. Ich hatte nicht mehr den Mut sie zu begleiten.

In unseren Augen war auf der Mission ein wirkliches Wunder geschehen, welches auch anderen und sogar hohen Offizieren auffiel. Denn ausser zersplitterten Fensterscheiben, zerstörtem Verandadach und etwa 170 Kugeleinschüssen an den Aussenwänden, war die Mission unzerstört.

Doch die folgenden Tage waren für viele Tage der Furcht und des Terrors und zwar deshalb, weil sie der Gegenpartei angehörten. Unsere Schwestern waren voll beschäftigt mit dem Behandeln von Schusswunden an Armen, Beinen und Köpfen. Einem vierjährigen Kind, dessen Eltern erschossen wurden, musste heute morgen ein Bein amputiert werden. Die Toten wurden wegen der Schussgefahr auf den Strassen liegengelassen und von Hunden und Schweinen angefressen. Eine Mutter mit ihrer Tochter, lag vier Tage vor ihrem Haus auf dem Boden. Einer von ihren Verwandten kam auf die Mission, er bat um Hilfe für die Beerdigung. Als aber die drei freiwilligen Helfer dort ankamen explodierte in der Nähe wieder eine Bombe und liess sie flüchten.

Der Delegierte der Unita erzählte uns, dass er wegen einem Raketenangriff aus seinem Haus floh. Dabei sah er, wie eine Frau ohne Kopf, aber mit einem lebenden Kind auf dem Arm gegen eine Hauswand rannte. Überall Bilder des Grauens.

Tagtäglich Tote - tagtäglich Verwundete. Der Hass und die Anzeigen gegen Parteigegner lassen das Volk nicht mehr zur Ruhe kommen. Zu dieser Zeit leben immer noch gegen 2000 Flüchtlinge auf der Mission.

17. März ein neuer Schreckenstag

Am Morgen haben wir noch schnell eine Messe gefeiert, doch am späten Nachmittag geht das "Donnerwetter" wieder los. Kanonenschüsse von allen Seiten lassen die Herzen höher schlagen.

Wann schlägt wohl eine in unser Haus ein? Ein Hagel von Schüssen um unser Haus. Wann nimmt das denn ein Ende? Man hört Schreie, aber niemand wagt sich aus dem Versteck. Etwa um 19:30 Uhr lässt der Beschuss etwas nach. Ich rufe zwei Schwestern und eile mit Verbandstoff und dem hl. Öl zum Studentenheim. Eine aus Huambo geflüchtete Frau hatte einen Schuss in der Hand und ein Mann erlitt einen Lungenschuss. Ich gebe ihm die hl. Ölung, aber ihn ins Spital zu tragen ist unmöglich, denn gleich geht das Schiessen wieder los.

Auch der Himmel ist erhellt von einer Feuersbrunst und den Leuchtkugeln. Wir rennen zurück in unser Haus, wo man auch die Kleinkinder (Waisenkinder) untergebracht hat wegen der grösseren Sicherheit, denn in unserem Haus hat es eine Betondecke.

Wie steht es wohl mit den Schwestern? Es ist 21 Uhr, aber wir wagen es noch nicht bei ihnen nachzusehen. Sind sie alle noch am Leben? Gerüchte zirkulieren, dass drei von ihnen tot seien. Ob ihr Haus überhaupt noch steht? Alles bange Fragen. An ein Nachtessen denkt heute niemand. Auch wissen wir nicht, welche Partei eigentlich wieder am Ruder ist. Wir ahnen nur, dass es wieder hunderte von Toten und Verwundeten gibt, aber auch, dass das Essen für den Ansturm von neuen Flüchtlingen nicht ausreichen wird.

18. März eine sehr unruhige Nacht

Am Morgen zwischen 9 und 10 Uhr fängt wieder ein entsetzliches Donnerwetter an. Erneut Flucht in die Kirche und alle möglichen Verstecke. Eine Salve von Schüssen pfeift uns um die Ohren und verschiedene Zivilpersonen werden getroffen. In unserem Haus hören wir das Vorbeipfeifen schwerer Geschosse und zucken bei jeder Explosion zusammen. Auch an ein Mittagessen ist heute nicht zu denken, denn unsere zwei Köchinnen flohen aus der Küche. Ein halbes Dutzend Kugeln fanden den Weg dorthin. Um 14 Uhr nachmittags lässt die Schiesserei endlich etwas nach, doch ist es immer noch ratsam in Deckung zu bleiben. Um 16 Uhr hält mich nichts mehr. Ich mache eine kleine Inspektion, um nachzusehen wie es den Schwestern geht. Da sehe ich, dass zwei grosse Breschen in die Ringmauer geschossen wurden. Auch, dass ein Zelthaus und eine Baracke für die Kranken, es waren zum Glück keine drin, ausbrannte. Etwas weiter weg wurde eine flüchtende, schwangere Frau, entzweitgeteilt.

Im Spital treffe ich die Schwester Ärztin. Obwohl sie keine Chirurgen ist, muss sie zahlreiche Schusswunden verarzten, Beine und Arme amputieren. Ich gehe in unser Haus zurück, denn es ist eine Messe für 18.30 Uhr angesagt, falls die Kämpfe nicht wieder anfangen.

Auf dem Weg erhalte ich eine Nachricht, die mich fast zum Verzweifeln bringt. In etwa 200 Metern Entfernung bringt die Unita eine Kanone in Stellung. Das Resultat ist vorauszusehen. So weiss der Gegner, aus welcher Richtung sie beschossen werden und ihre Antwort wird sicher nicht ausbleiben. Die Mission wird total zerstört werden und Tausende von Flüchtlingen und Kranken werden den Tod finden. Ich berate mich mit den zwei jungen Geistlichen aus der Stadt, welche auch zu uns geflohen sind. Sie denken ans Evakuieren, vielleicht zurück in die Pfarrei. Ich aber beschliesse, die Militärs persönlich aufzusuchen und sie, wenn möglich, von einem solchen Plan abzubringen. Der jungen Geistliche zweifelt daran ob das gelingt, denn die Soldaten sind nervig und wie aufgescheuchte Bienen. Doch wir versuchen es. Mit der Verstärkung von zwei Catarina Schwestern gehen wir zu den überraschten Soldaten und verlangen mit ihrem Chef zu sprechen. Bald darauf taucht er, mit einem umgehängten Sender, aus einem Gebüsch auf, und wir versuchen ein möglichst freundliches Gesicht zu machen. Wir versuchen ihm klar zu machen, in welcher Gefahr sich die jetzt schon schwerkgeprüfte Mission befindet. Da morgen, am 19. März, das Fest des hl. Josef ist, wird er sicher für uns eintreten und seine schützende Hand über uns halten. Und siehe da, das Unerwartete geschieht. Der Chef sieht das gefährliche Unternehmen ein und gibt seinen stumpfsinnigen Plan auf, obwohl von anderen Stellen aus die Kanonen schon wieder losdonnern.

Während ich dies schreibe, es ist 22 Uhr, pfeifen die Geschosse schon wieder um Häuser und Mauern.

Morgen ist Sankt Josef. Werden wir sein Fest mit gebührender Andacht feiern können oder werden uns die Mördergeschosse wieder dabei aufschrecken? Wird es mir noch vergönnt sein, in einem Monat meine wohlverdiente Ruhepause in der Schweiz geniessen zu können, oder vielleicht schon bei unserem Vater im Himmel zu sein? Nach Benguela ist der Weg geschlossen, doch zum lieben Gott steht immer ein Pfad offen, auch wenn er steil ist.

19. März

Heute ist das Fest des hl. Josef und Gelübde-Erneuerung unseres Theologiestudenten Joaquim. Gewiss wird der grosse Heilige und Beschützer des Jesuskindes und seiner Mutter Maria, seine schützende Hand über uns halten. Ich wage sogar während einer Viertelstunde zu predigen. Ich hoffe, dass die Schüsse nicht in unmittelbarer Nähe lospfeifen werden und die Gläubigen in Angst und Panik versetzen. Wir können hinterher sogar noch das gut zubereitete Mittagessen geniessen, denn der Krieg geht wahrscheinlich auf der anderen Seite des Flusses weiter. Anscheinend wurden die Regierungstruppen zurückgedrängt. Wir können im Moment wieder ohne Herzklopfen atmen.

Seit letzten Samstag bis heute Freitag, der erste ruhige Tag ohne Schiessen. Ansonsten aber keine Spur von Ruhe, denn der nicht endende Flüchtlingsstrom kommt auf uns zu mit all seinen Problemen wie Hunger, Verwundete etc. Beim Essen stürmen sie los wie Hunde auf einen Knochen, sodass einiges verschüttet wird, aber alles wird aus dem Staub aufgelesen und verzehrt. Das Essen reicht für so viele Leute nicht aus.

Um 14 Uhr gönne ich mir fast eine Stunde Ruhe im Bett und stehe dann auf, um mein Brevier zu beten. Dabei werde ich immer wieder gestört. Heute ruft man mich auch noch zu einer Sterbenden ins Tuberkulosenhaus. Kaum bin ich draussen, höre ich schon wieder Kanonendonner. Wenn auch nicht ganz nahe, zögere ich vorerst, aber ich fasse Mut und gehe meiner Pflicht nach. Am späten Nachmittag hört man plötzlich das Vorbeirasen einer Mig 23, mit abgestelltem Motor. Dann Explosionen von zahlreichen kleineren Bomben, die sich nach allen Seiten in kleinen Wurfgeschossen mit neuer Sprengkraft zersplittern. Alle flüchten in Panik in die Gebäude. Hat man die Stadt bombardiert? Es vergeht kaum eine halbe Stunde, und man hört das gleiche Herab- und Vorbeisausen der Migs und das schreckenseinjagende Explodieren von Geschossen. Eine unselige Zukunft, wenn das so weiter geht. Unsere sonst so mutige Krankenschwester und Ärztin verliert fast die Nerven. Wie sollte man so die Kranken behandeln, welche sich in ihrer Angst unter die Betten flüchten?

Nach den zwei Fliegerangriffen, bete ich, mit dem in die Kirche geflüchteten Volk, einen improvisierten Kreuzweg, der unserer Situation angepasst ist, dann kommen wir vorsichtig wieder aus der Kirche heraus. Viele Leute übernachteten aber in der Kirche. Zu unserem Haus hinlaufend, versuche ich mit den Leuten etwas Spass zu machen, indem ich von einem Baum zum anderen springe, so als ob wieder Flieger im Angriff wären. Der Herrgott schien es aber mit uns ganz Ernst genommen zu haben. Einige Jungen zeigen mir ein etwa 25 cm rundes Ding, das im aufgeweichten Boden liegt. Es ist ein, von einer Mig abgeworfenes Geschoss. Es landete ca. 80cm vor unserer Hofmauer. Wäre es 10cm weiter rückwärts gelandet, wäre es auf einem dort liegenden Stein explodiert.

Das Projektil wurde neben einem Baum, tief in der Erde vergraben, damit es niemandem Schrecken oder Schaden zufügt. Auch die Schwestern fanden einen Splitter, welcher auf ihrer Veranda aufschlug und den sie als "Andenken" aufbewahrten. Der hl. Josef hat trotz allem an diesem Tag seine schützende Hand über uns gehalten. Aber was wird uns der morgige Tag bringen? Wäre nur endlich Frieden - der so Langersehnte. Das Volk würde mit Freudentänzen aufjubeln wie letztes Jahr. Aber dieser dämonische Hass und die Wut der obersten Schicht und des Militärs, machen das Leben unerträglich. Hass ermordet Tausende von unschuldigen Opfern und erstickt alle Lebensfreude in den Herzen der Menschen. Selbst die Tiere rennen in Panik davon und wissen nicht, warum sich die Menschen diese höllische Dummheit erlauben.

20.März

Seit einer Woche ist heute der erste ruhige Tag, mit Ausnahme einiger weniger Schüsse. Ich hege seit Tagen, den nicht gerade schönen Wunsch, die Migs mögen am Boden zerschellen, falls sie es wieder wagen würden, das Volk und ihre Häuser zu bombardieren. Mein Wunsch wurde erhört! Da fliegt eine wieder daher und wird von der Flab und von Maschinengewehren, bzw. Gewehrsalven empfangen und wird von einem "gewöhnlichen" jungen Soldaten getroffen. Sie fliegt noch wenige Meter über unser Spital und explodiert auf der anderen Seite des Flusses, direkt über den eigenen Soldaten, von denen einige getötet werden. Für uns eine Erleichterung, eines der besten Flugzeuge weniger, das uns aus der Ruhe bringt. Doch ganz so sorglos sind wir nicht, denn ein erneuter Angriff könnte noch schlimmer als der vorherige sein.

Ganz unerwartet erscheint Pater Thomas - sein Name steht auf der schwarzen Liste - um zu erfahren, wie es um uns steht. Es kursieren Gerüchte von vielen Toten unter uns. Unter anderem wurde auch das Gerücht verbreitet, man hätte mich in eine Polizeiuniform der M.P.L.A. gesteckt, verprügelt und man hätte meinen Toyota verbrannt. Doch die M.P.L.A. hat uns immer respektiert. Von höherer Stelle der Unita liess man uns mitteilen, es wäre gut, wenn wir uns für einige Tage zurückziehen würden, wegen der drohenden Gefahr erneuter Kämpfe. Die zwei Diözesan-Geistlichen der Stadt, samt den Catarina-Schwestern entschieden sich, nach Ganda zu ziehen. Doch ich überredete sie, es sei besser in die Mission Hanha (42km) zu fahren, wo drei Schwestern isoliert leben und das Volk ohne Missionar ist, da sich P. Keller zur Zeit in den Ferien in der Schweiz befindet. Sie haben den Rat angenommen und ich hoffe, dass sie dort ohne Schwierigkeiten hingelangen, denn meistens wird den Reisenden alles abgenommen.

Hoffentlich können wir morgen eine ruhige Sonntagsmesse feiern, denn jetzt bin ich der einzige Geistliche weit und breit. Wie könnte ich das Volk und die Mission alleine lassen, sie würde bald zu einem Militärquartier umfunktioniert.

21. und 22. März

Heute feiern wir einen ruhigen Gottesdienst. Nachts hörte man ein paar Kanonenschüsse. Wir können etwas aufatmen und unsere strapazierten Nerven sich erholen lassen.

Bei uns auf der Mission befinden sich noch massenweise Flüchtlinge. Vor dem Eingang der Kirche und auch drinnen stinkt es von Urin. Es ist schwer diesen verängstigten Leuten Ordnung und Hygiene beizubringen. Sogar aus Huambo (ca. 350km) kommen dauernd neue Flüchtlinge, mit dick angeschwollenen Füßen, todmüde und Horrorgeschichten erzählend, bei uns an. Sie glaubten bei uns in Cubal ihre Partei am Ruder zu finden. Da aber das Radio fast nie die Wahrheit sagt, war die Überraschung gross, ihre Gegenpartei vorzufinden, vor der sie geflüchtet waren. Hunderte von ihnen starben vor Erschöpfung oder Hunger auf dem Weg. Aber auch für uns stellte sich ein grosses Problem, M.P.L.A.-Anhänger zu beherbergen. Die Unita könnte uns und auch sie deshalb in Schwierigkeiten bringen, denn einige Frauen waren Angehörige von Soldaten und Offizieren. Doch sie in ihrem elenden Zustand weiterzuschicken, erlaubte uns die Nächstenliebe nicht. Doch Soldaten, wenn auch in Zivil, wollten wir nicht in unserer Nähe haben. Die Unita hatte bestimmt schon davon Wind bekommen, aber wie schon so oft respektierte sie die Mission und ihre Flüchtlinge. Andererseits hört man von aufgehängten Leichen auf dem Friedhof. Beim Einmarsch der Soldaten habe man bei einer Familie einfach die Türe aufgerissen und eine Granate ins Haus geworfen. Die Eltern sind tot und ihr Kind ist hier bei uns im Spital. Mädchen fliehen aus Furcht vor einer Vergewaltigung hierher. Es herrscht Grausamkeit auf beiden Seiten.

Gegen 16 Uhr erhalten wir hohen Besuch der uns sagt, dass die Gefahr vorläufig vorbei sei, denn Chongoroi sei zurückerobert. Wir verstehen, was "zurückerobern" heisst: Angst und Tod!

23. und 24. März

Zwei verhältnismässig ruhige Tage, doch die Leute wagen sich nicht in ihre Häuser zurück. Die Stadt ist menschenleer und ausgeplündert. Türen und Fenster sind aufgebrochen. Kein Stuhl und kein Bett befindet sich mehr in den Häusern. Am Nachmittag halte ich eine Messe bei den Tuberkulosen und erkläre ihnen, dass auch das Kreuz tragen uns Gott näher bringen kann, indem es uns christusähnlicher macht. Auch diese Schwerkranken erlebten grosse Schrecken. An der Wand zähle ich gegen 30 Einschüsse, wovon ein Dutzend die Wand durchbohrten, aber niemand wurde getroffen.

Nebst diesen Kalamitäten kommen uns täglich noch andere fast unglaubliche Dinge zu Gehör. Leichen auf den Strassen der Stadt, an denen sich hungrige Hunde und Schweine sättigen. Unser Evangelist kommt aus dem Zentrum Bundiangolo (zu Fuss 18 km) und bringt seine Sorgen mit. Auch er wurde von Soldaten und Banditen ausgeplündert. Sogar seine Brille habe man ihm von der Nase gerissen. Alles Gross- und Kleinvieh wird der Bevölkerung weggestohlen. Eine Frau, die den Soldaten nicht zu Willen stand, wurde einfach kaltblütig erschossen.

Heute am 24. März hört man in der Ferne wieder das Donnern der Kanonen. Vielleicht greift man Caimbambo (30 km entfernt) an. Nur Gott kann uns von noch grösserem Übel verschonen.

25. März

Es ist 22 Uhr. Der Tag verlief einigermaßen ruhig. Letzte Nacht aber hörten wir wieder das Rattern der Maschinengewehre und das Donnern der Kanonen. Auch während ich dies schreibe geht die Schiesserei wieder los und schwere Geschütze lassen mein Herz erschüttern. Zum Glück geschieht dies auf der anderen Seite des Flusses, ca. 3 - 4 km entfernt. Heute ist Maria Verkündigung. Die Frau die auserwählt war, die Mutter des Gottessohnes zu werden. Auch sie wird uns beschützen. Ave Maria!

26. bis 29. März Gedanken die man sich macht

Endlich ein paar Tage der Ruhe. Man fragt sich, wie lange dieser Alptraum noch andauern soll. Vor allem wenn man den Tod knapp über unsere Dächer hinwegsausen hört und nicht weiss, wann eine dieser Bomben diesem Leben ein Ende macht. Wie muss es erst in der Hölle sein, deren Qual und Schrecken kein Ende findet, keine Hoffnung mehr, eines Tages erlöst zu werden. Eine totale Verzweiflung für die Ewigkeit! Wir aber, die an Gott glauben, verlieren nicht unsere Hoffnung. Kein Haar kann uns gekrümmt werden, wenn Gott es nicht will. Auch in den Armen der Mutter Maria sind wir sicher. Nach dem schmerzlichen Kreuzweg wurde ihr Sohn tot in ihre Arme gelegt. Den Sohn, den sie auch wieder lebendig zum Himmel auffahren sah. Es gibt keinen wirklichen Tod für den Gläubigen, es gibt nur ein neues Leben, den Sieg über den Tod. Wenn auch wir in den Himmel kommen, ist das wirklich kein Unglück. Wir sind aber auch bereit für Gottes Ehre und das Heil der Seelen weiter zu arbeiten.

Wieder einmal spürt mein Herz die Sehnsucht, meine Heimat mit all den lieben und guten Menschen, zu sehen. Der Weg nach Benguela ist zwar für uns geschlossen, wenn Gott es aber will, kann er ihn vielleicht zur Osterzeit, wieder öffnen. Das wäre eine frohe Zeit der Auferstehung zum Reisen in die Schweiz. Oder in die Ewigkeit!? Auch dort gibt es ein Wiedersehen mit vielen Lieben, die uns vorausgegangen sind.

Erneute Unruhen

Die aktuellen neuen Chefs (ein General d. Unita) verlangen von uns ausländischen Missionaren Namensverzeichnisse im Falle einer Evakuierung. Ich frage mich: ist die Situation tatsächlich wieder so schlimm? Werden wir schon wieder von einer Militärkolonne angegriffen? In diesem Fall wird es noch schlimmer werden!

Am Sonntag, während des Gottesdienstes, fahren Lastwagen mit Kanonen beladen an der Kirche vorbei. Was uns aber gar nicht behagt ist, dass sie diese Mordwaffen in der unmittelbaren Nähe unseres Hausgartens stationieren. Einer der Soldaten lässt mich in den Garten rufen. Zu meiner moralischen Unterstützung nehme ich den Seminaristen und zwei redegewandte Schwestern mit. Wieder diskutieren wir mit ihnen, dass dieses Vorgehen den Untergang der Mission bedeuten könne. Wir bitten sie, diese Kriegsmaschinen doch anderswo aufzustellen, da die Mission schon mit unzähligen Bomben beschossen worden sei. Flieger würden sowieso auf uns keine Rücksicht nehmen. Wir bekommen nur halbwegs eine Zusicherung.

Es bestehe zur Zeit eh keine Gefahr und sie würden die Kanonen ohne Notwendigkeit nicht benützen. Ich vertreibe noch die Schweine, welche am Gartenumplügen sind und mache mich daran, die Löcher im Hag zu verstopfen, da höre ich bereits eine Mig. Sogleich schießt es aus allen Rohren. Das Flugzeug fliegt eine scharfe Kurve, denn der Pilot will sich sicher nicht mit der Flab anlegen. Ich fliehe im Eiltempo ins Haus. Die Angst

und der Schrecken fährt uns allen in die Glieder. Auch die Schwester kommt, in einem total verschmutzten Habit, denn sie hat sich stilgerecht auf den Boden geworfen. Wieder bedrängen wir die Soldaten, doch es ist nichts zu machen. AUS der Kanone neben dem Garten wird noch so ein Höllenschuss abgefeuert.

In panischer Angst wirft sich mir eines der internen Mädchen an den Hals. In diesem Moment hören wir wie eine lautlos abgefeuerte Rakete über unsere Dächer hinwegsaust.

Nun heisst es sich von neuem dem Schicksal, oder besser, der Gnade Gottes überlassen. Pure Verzweiflung spiegelt sich in den Gesichtern. Auch ein Hund verkriecht sich in die Ecke unserer Veranda und schaut verängstigt und traurig auf den Boden. Ein Ochse kommt ziellos dahergetrampelt und weiss nicht wohin er gehen soll. Die Menschen sind wirklich verrückt, einen solch unnützen Krieg zu führen.

Heute Montag nach der Messe kommen die Schwestern, deren Nerven auf das äusserste strapaziert sind und teilen mir mit, dass sie gedenken, die Kleinkinder in die Mission Hanha zu bringen.

In der Werktagmesse waren etwa 800 Personen. Da ich das Gefühl hatte, die Kanonen seien nicht mehr da, schickte ich den Messdiener um nachzusehen und wirklich, er kam mit der frohen Botschaft, dass das Kriegsmaterial fortgebracht worden sei.

Verschiedene hohe Militärs gaben uns die Zusage, dass die Gefahr vorbei sei. Sie hätten sogar einen grossen Militärkonvoi des Gegners, zwischen Katengue und Benguela zerschlagen und viel Kriegsmaterial erobert.

Der heutige Tag (29.März) war schön, ruhig und heiter. Die Stadt Cubal aber ist total menschenleer und ausgeraubt. Wird Pater Keller sich dieses Kriegsleben zutrauen? Heute braucht es Mut und Todesverachtung dazu!

30. und 31. März

Die zwei letzten März tage verliefen einigermassen geruhsam. Es detonierten zwar noch einige Bomben nicht weit von hier, eine davon liess sogar noch das Haus erzittern.

1. April

Heute ging der Wahnsinn wieder los. Acht Bomben gegen Cubal. Die Letzte hörten wir knapp über unser Haus hinweg surren und gleich danach gab es einen schweren, dumpfen Knall, der einmal mehr Haus und Herz erzittern liess. Leute die auf dem Feld arbeiteten, warfen sich auf den Boden und die Splitter flogen über sie hinweg. Zwei junge Frauen kamen um 17 Uhr dankend zum Kreuzweg, denn nicht jeder hat das Glück, dass eine Bombe dreissig Meter neben ihm landet und er ohne Verletzung, aber nicht ohne Schreck, heil davon kommt. Grund genug zum Danken!

Bisher haben wir keine Messe ausgelassen und abends, ausser zweimal, auch keinen Vespergesang oder Rosenkranz. Wer könnte da behaupten, dass wir Gott in diesen schweren Zeiten nicht brauchen oder, dass er uns nicht immer zur Seite stand?

21 Bomben und zehntausende von Schüssen auf einem Gebiet von ca. einem halben Quadratkilometer und dabei "nur" zwei tote Frauen, die sich aber ausserhalb unserer Gebäude aufhielten. Da gibt es ein Patres- und Schwesternhaus, zwei Internate, vier Spitalhäuser, ein Schulhaus, ein Waisenhaus und die Kirche. Da drinnen waren an die 2000 Flüchtlinge, hunderte von Kranken, das ganze Pflegepersonal und dutzende von Mitarbeitern auf der Mission zusammengepfercht.

Ich glaube, da bräuchte es "Spezial-Schützen" um mit 21 Raketen kein Haus und keine Person zu treffen. Kurz: für uns war dies ein echtes Wunder und auch die hohen Offiziere waren darüber verwundert. Ob SIE an Wunder glaubten?

Während ich hier schreibe, es ist 19 Uhr, höre ich beständig den Abschuss von Kanonen und nach einigen Sekunden die gewaltigen Explosionen. Wahrscheinlich in Caimbambo. Ich kann mir den Schrecken und die Angst der Leute dort vorstellen, weil wir dasselbe während einer Woche intensiv genug miterlebt haben.

2. bis 5. April

Tage mit relativer Ruhe. Doch gestern Sonntag- und heute Montagnacht sieht es in etwa 12 km Entfernung wie bei einem Seenachtsfest aus. Arme Menschen, die diese leuchtenden Kugeln in die Brust, in den Bauch, oder anderswohin abbekommen. Arme Zivilpersonen, deren Häuser angezündet werden!

Gestern Sonntag, nach der Hauptmesse (Palmsonntag), wagte ich mich wieder einmal, diesmal ohne Schwester, aber mit drei Katechetinnen, in das Zentrum von Caviva (26 km). Natürlich holte ich mir diesmal die Erlaubnis des Chefs der Partei, denn ich wollte nicht mehr riskieren, auf einer verminten Strasse zu fahren. Nach 22 km hatte ich eine Radpanne und da der Autoheber schlecht funktionierte, verloren wir eine gute halbe Stunde. Was uns vor allem zusetzte, waren die vier verfaulenden Leichen von Soldaten in unmittelbarer Nähe, deren Verwesungsgeruch bis in unseren Wagen drang.

Hier auf der Mission erwarteten wir hohen militärischen Besuch. Es kam der Chef der Gegend mit einem Major. Sie lobten das gute Funktionieren unserer Mission und waren erstaunt, dass all die Raketen keinen grösseren Schaden an den zahlreichen Menschen und Gebäuden angerichtet hatten. Zwar waren das Spital und die Kirche von zahlreichen Gewehrschüssen gezeichnet und auch das Kirchendach zeigte 14 Löcher, aber Tote gab es keine.

5. bis 10. April

Endlich schienen einige Tage der Ruhe und Erholung eingezogen zu sein, wo man sich nicht dauernd zu fürchten brauchte. Der Besuch des Gottesdienstes aber, mit nur etwa 700-800 Christen, wurde schwächer. Die Leute haben sich in fernere Gegenden zurückgezogen. Nach dem Morgengebet hörte man, nicht allzu weit entfernt, eine Explosion. Eine junge Frau drängte sich an meine Seite, als ob es in meiner Nähe eine grössere Sicherheit gäbe! !

Karsamstag, die Messe feierten wir wegen der unsicheren Lage sehr früh. Wir hatten 28 Erwachsenen-Taufen und alles verlief ruhig, bis zur Austeilung der Kommunion. Da detonierten wieder drei Raketen in ein paar hundert Metern Entfernung. Es war genug, um einen Teil der Leute aufzuschrecken. Was wird uns Morgen, am Osterfest erwarten? Werden die Regierungstruppen wieder zurückkommen und die Gegend mit Schrecken erfüllen?

Es heisst, die Unita hätte sich zurückgezogen und Tage der Angst und Unsicherheit standen uns bevor. Der Herrgott allein ist unsere Hilfe und Zuversicht. Er möge uns beschützen wie im vergangenen Monat.

"Mögen auch Tausende zu deiner Linken fallen und Zehntausende zu deiner Rechten, dich wird es nicht erreichen!" (Ps 90)

14. April Ostersonntag

Die Kirche ist voll aber nicht überfüllt. Während der Kommunion, zum Abschluss des Osterfestes, noch zwei bis drei Explosionen im Stadtgebiet. Einige Furchtsame flüchten, sozusagen mit dem Heiland in der Hand, in den Hintergrund der Kirche. Die Stadt zeigt ein trauriges Bild. Bald gibt es nichts mehr zu zerstören und zu plündern. Ein Bild der Verwüstung. Die zwei Patres und die Schwestern sind nach Hanha geflohen. So bleibe ich der einzige Geistliche hier und sollte auch die Aussenstationen besuchen. Eingedenk, dass der Hirte seinen Schäflein nachgehen soll, mache ich das Programm für die kommende Woche.

Am Montag gehe ich mit zwei Schwestern und zwei Katechetinnen zuerst in ein Dorf und von dort aus in das Zentrum Kutela. Die Sakramentenspendungen (Beicht hören, Taufen und Hochzeiten) nehmen uns so in Anspruch, dass wir erst um 15:45 Uhr zum Mittagessen kommen. Ich habe allerdings keinen Appetit, denn Schnupfen, Halsweh und Müdigkeit nagen an meinen Kräften. Um 18:30 Uhr fahren wir 20 km weiter durch ein finsternes Waldgebiet und durch hohes Gras. Wir mussten uns den Weg drei Mal mit einer Hacke frei machen, bevor wir weiter fahren konnten. Und so kamen wir erst um 19:30 Uhr im Zentrum Lulambo an. Leider trafen wir dort nicht viele Christen an, denn die Leute hatten uns für den Ostersonntag erwartet und für heute hatte uns der Bote nicht angemeldet. Doch am Dienstagmorgen fanden sich immerhin gegen 400 Personen ein (anstatt gegen 2000!). Ein Flugzeug liess uns aufhorchen und ich musste die Andächtigen aufmerksam machen, sich unter den Bäumen still zu halten, damit uns nicht jetzt schon eine Bombe ins Jenseits befördere. Wir hörten in der Ferne wieder Bombardierungen. War es in Cubal? Wir werden es bald erfahren und ich musste das Messopfer schneller als sonst beten. Wir luden noch Holz auf unser Auto, denn in Cubal fehlt es an allem. Auch Dieselöl ist rar, weshalb wir seit zwei Monaten unseren Lichtmotor nicht mehr laufen liessen. Wenige Kilometer vor Cubal stiessen wir schon auf die ersten Flüchtlinge. Sie erzählten, dass die Gegend wieder von drei Migs angegriffen wurde und das hörte auch bis heute Mittwoch nicht mehr auf. Um 11 Uhr bohrten ihre Bomben grosse, bis zu drei Metern tiefe Löcher in den Boden, in der Nähe unserer Katechese von Fatima. Man könnte ohne Probleme unseren Toyota darin versorgen.

Für morgen Donnerstag habe ich das Zentrum Tchiseleha auf dem Programm. Die einzige Angst besteht darin, dass uns auf dem Weg dorthin eine Mig entdecken könnte. Gott gebe uns eine gute Reise, denn seine Engel sind stärker als die Bomben!

15. bis 24. April verfrühte Freude auf die ersehnte Ruhe

Wirklich eine ganze Woche ohne Kanonendonner in der Umgebung. Die Leute fassen langsam wieder Mut und hoffen auf den Verstand derer, die sich in Abitschan zu Friedensgesprächen versammelt haben. Warum sind gewisse, sgn. zivilisierte Länder so dumm und uneinsichtig, stets modernere und mörderische Waffen an die unterentwickelten Länder zu verkaufen? Damit sie sich gegenseitig ermorden? Nennt man das "Entwicklungshilfe?" Was für eine Logik steckt dahinter. Zuerst zerstört man ein ganzes Land, versetzt das Volk in Angst und Schrecken, um hinterher wieder Millionen für den Wiederaufbau auszugeben. Das Volk ist schon lange des Krieges überdrüssig!

Nach meiner Reise nach Tchiseleha am Donnerstag, war ich todmüde. Ich ass weder am Mittag noch hatte ich Hunger, mich für das Nachtessen an den Tisch zu setzen. Anderntags taufte ich im Zentrum 48 Erwachsene und hatte dazu noch 9 Hochzeitspaare zu trauen. Bis zum Mittag war ich mit Beichthören beschäftigt.

Zum Glück kam am anderen Tag unser Angolaner-Pater an, denn ich wollte am Samstag das Zentrum Henga besuchen und am Sonntag Luman (46 km entfernt). Dies wäre ohne ihn unmöglich gewesen, denn am Samstag hatte ich 39° Fieber und hatte die letzten zwei Nächte kaum geschlafen. Mit grosser Mühe habe ich etwas gegessen, aber Kraft für die Sonntagsmesse hatte ich allemal.

Die auf die Mission geflüchteten Mädchen besuchen mich, während ich mit einem Malariaanfall tief im Bett liege. Sie sind wie besorgte Töchter, die sich um alles kümmern. Pater Thomas besucht an meiner Stelle das Zentrum Henga, wo es viel zu tun gibt, 56 Erwachsenentaufen und über zwei Dutzend Kindertaufen. Die Malaria lässt mein Gewicht um zwei Kilo sinken.

Heute Mittwoch, um 17:15 Uhr überfliegt ein Flugzeug Cubal. Die Leute rennen in Panik davon und kurze Zeit später schlagen auch schon die ersten Bomben ein, etwa einen Kilometer von hier entfernt. Man hört, die Regierungstruppen seien stark bewaffnet und wollen Cubal zurückerobern. Was soll das wieder werden? Pater Thomas will morgen weg von hier. Die zu frühe Freude auf Ruhe und Frieden ist wieder am Schwinden.

Am 28. überfliegen zwei Mig's Cubal und lassen wieder einige Bomben hinunter und heute, am 29., an dem Tag, wo der Friedensvertrag hätte unterzeichnet werden sollen, speien Kanonen acht tödliche Geschosse in die Gegend von Cubal. Von neuem werden die Leute in Angst und Schrecken versetzt.

Zwischen den Schiessereien holen wir per Auto ein paar Säcke Mais, denn bald geht unser Vorrat zu Ende. Alles geht über den Tauschhandel: Kleider und Seife gegen Mais. Wir hoffen auf der Fahrt nicht von einer Mig überrascht zu werden. Wir suchen allerdings immer erst den Himmel mit den Augen ab und beten dann auf der Fahrt den Rosenkranz. Auf die Mutter Jesu setzen wir unser volles Vertrauen, denn gar oft schon entkamen wir auf wundersame Weise den drohenden Gefahren.

Während den Friedensgesprächen horchte jeder Radiobesitzer stundenlang auf das Resultat. Als aber der erhoffte Frieden wieder nicht eintrat, fielen wir alle in tiefe Verzweiflung. Müssen wir erneut diese fürchterlichen Bombardierungen über uns ergehen lassen? Neue heftige Angriffe?

Die Schwestern hatten sich in der Zwischenzeit einen primitiven "Bunker", aus einem alten Wassertank gebaut und sogar schon benutzt, denn zuweilen wurde unsere Gegend mit den schweren Geschossen einer Stalinorgel "bedient". Es flogen bisweilen auch zwei Migs über Cubal, aber wegen den zahlreichen Fabgeschützen warfen sie ihre Bomben in etwas entferntere Gegenden ab.

Mai

Der Mai war einer der ruhigeren Monate seit langem und, das Rosenkranzgebet fehlte an keinem Tag.

Was uns aber wirklich dringend fehlte, war "Mazut". Da hiess es an allen Ecken sparen.

Nach einem Monat Ausfall, besuchte ich wieder einmal das Zentrum Bundiangolo. Unser Evangelist erwartete mich auf der anderen Seite des Flusses, dessen Brücke während den Kämpfen in die Luft gesprengt wurde. Auf dem Soziussitz seines Motorrades, dessen Räder drei primitiv geflickte Löcher aufwiesen, hofften wir dort gut anzukommen. Drei Velofahrer radelten mit dem Altar und dem Gepäck neben uns her. Eine hochbegeisterte Menge erwartete uns mit Gesang und Jubel. Dann begann ich mit dem Beichthören und um 12:30 Uhr zelebrierten wir eine feierliche Messe mit liturgischen Tänzen und grosser Anteilnahme. Niemand langweilte sich, wenn auch die Predigt eine halbe Stunde und die Messe zwei Stunden dauerte.

Grosses Kriegsgeschehen gab es diesen Monat nicht. Und wenn auch hin und wieder eine Rakete heran pfiff, wurde der Posten meist am anderen Tag verjagt.

Juni und Juli

Von diesen zwei Monaten habe ich weiter keine Aufzeichnungen. Das Salz wurde so rar, dass man für eine kleine Tasse davon leicht ein grosses Huhn hätte eintauschen können. Die ganze Zeit wurde ich bestürmt, um wenigstens ein Löffelchen Salz. Die Beine und Körper der Leute begannen, aus Mangel an Salz, bereits anzuschwellen.

Am 9. Juli wollte ich mich für eine Pastoralreise bereit machen. Ich wurde am Nachmittag noch zu einer Todkranken ins Tuberkulosenspital gerufen. Ich fühlte mich aber so fiebrig und schwach, dass ich per Auto die knapp 120 Meter hinunter fuhr. Anschliessend an den Besuch, chauffierte ich mich gleich selber in das Spital. Wie sollte ich bloss morgen meine Reise in diesem Zustand antreten? Ich hoffte aber trotzdem auf Genesung für den morgigen Tag, denn es warteten 84 Erwachsene auf mich die ich taufen sollte und etwa ein Dutzend junge Leute, die eine Ehe schliessen wollten. Der Schwester-Ärztin, die mich noch aufsuchte sagte ich: ". Wenn es der Herrgott will, wird er mir bis morgen wieder die Gesundheit schenken." In diesem Sinne sagte ich den zweii Katechetinnen, die stets bereit waren, auch unter Gefahr, ihre Kräfte für das Reich Gottes zur Verfügung zu stellen: "Bereitet das Gepäck vor, Feldbett, Altar, Essen, Kleider für die Armen etc." Ich aber suchte das Bett auf.

Am anderen Morgen war ich gesund, las die Frühmesse und freute mich schon auf den Besuch bei dem fröhlichen und gesunden Vatchisandji-Stamm in 35 Kilometern Entfernung.

Während ich zur Danksagung noch in der Missionskirche auf den niedrigen Bänken kniete, zog das Volk aus der Kirche. Nur zwei ältere Leute und das Mädchen Margarida waren noch da. Sie entfernte die Altartücher, damit sie nicht gestohlen werden. Ein geistesgestörter Bursche, etwa 25-jährig ging bedächtig, mit einem Buch in den Händen an mir vorüber und blieb hinter mir stehen.

Der Krieg forderte viel Blut, aber auch Christus hatte sein Blut für uns vergossen. Was lag näher, als Gott Vater dieses Blut für die vielen schändlichen Bluttaten und für die tagtäglich Sterbenden aufzuopfern?

Auf einmal polterten Fäuste auf meinem Rücken und als ich mich erhob, spürte ich einen Messerstich in meinem Rücken und vom Altar her ertönte ein Schrei, während ich rückwärts auf den Boden fiel. Dann fühlte ich wie der Kerl meine Brust und meinen Bauch mit seinen Füßen traktierte und erneut mit seinem Messer auf mich losging. Nur noch verschwommen sah ich, wie das Mädchen ihm von hinten die Hand festzuhalten versuchte, in welcher er das blutige Messer hielt. Sie vermochte aber nichts gegen ihn auszurichten. Mit meinen Füßen hielt ich ihn reflexartig noch von mir fern. Die Leute wurden durch die Schreie von Margarida: "Er tötet den Pater - er tötet den Pater," aufmerksam und kamen zurück in die Kirche gelaufen. Zwei junge Burschen überwältigten den Attentäter und führten ihn aus der Kirche, wo er von den dort wartenden Leuten tüchtig verprügelt wurde, bis auch er spitalreif war und ihn dann die Unita abführte.

Der Herrgott wollte anscheinend auch von mir Blut, denn es floss reichlich. Er gab mir aber auch wieder das Leben, damit ich mit meinen kleinen Kräften weiter arbeite für sein Reich.

Diese ganze Szene hätte wohl einen interessanten, leider realen Film abgegeben. Wie z.B. als die schwarze Schwester Susanne mit einem Besenstiel daherrannte, andere Schwestern ins Spital liefen um für mich Blut zu spenden, wie das Volk ob gross oder klein tränenüberströmt in die Kirche zurück kam. Wie Rosa, eines der vielen auf die Mission geflüchteten Mädchen, mir sanft den Kopf in die Hände nahm und unter Tränen beständig wiederholte: "O meu pã, o meu pã"(Oh mein Papa). Oder wie eine Andere sagte: "Hätte man doch mir statt dir das Messer in den Rücken gestossen." Oder wie der alte Evangelist Evaristo, als er mich im Bett liegen sah, anstatt Worte nur Tränen hervorbrachte. Wie das Volk in der Kirche um mein Leben bat und täglich drei oder vier Studentinnen den Rosenkranz oder die Vesper in meinem Zimmer beteten.

Ich bekam das Gefühl, dass die Gläubigen ihren Missionar noch nicht verlieren wollten. Sogar hohe Autoritäten besuchten mich.

Wieder wird es gefährlich

Eines Morgens um 4:30 Uhr schlugen wieder Raketen in der Nähe ein. Seit dem Überfall wurde ich im Schwesternhaus behandelt und war Tag und Nacht unter Aufsicht. Nun bat ich aber, in unser stärker gebautes Haus zurückzukehren. Mit Unterstützung unseres Seminaristen Joaquim war ich schon im Stande zu Fuss zu gehen. Nur die kleine Portion Essen wollte immer noch nicht die Kehle runter, so dass ich im Verborgenen hin und wieder der Katze etwas hinwarf. In drei Wochen hatte ich 9 kg an Gewicht verloren.

Die Explosionen und Schiessereien, welche zuerst noch in der Ferne zu hören waren, kamen immer näher. Am zweiten Tag war der Lärm der Maschinengewehre und das wilde Gebrüll der Soldaten kaum mehr zu ertragen. Auch drei Panzer rückten bei uns auf. Die Regierungstruppen glaubten sicher, wir hätten auf der Mission Unita-Soldaten versteckt. Die internen Mädchen flohen ganz verzweifelt in unser Haus. Auch mehrere junge Burschen, die befürchten mussten, niedergeschossen zu werden.

Gellende Schüsse durchbohrten die Türe des Büros und prallten an der Wand des Schlafzimmers ab, wo ich mir eben überlegte, ob es nicht besser sei, unter das Bett zu kriechen. Ich hörte das Schreien eines der Mädchen, das einen Schuss abbekommen hatte. Es war unsere treue Köchin, welche schon seit zwei Jahren für die alten Leute und die hungrigen Kinder gekocht hatte. Immer fröhlich und heiter, immer bereit zu helfen, wo es die Not verlangte und jetzt konnte ich ihr nicht einmal helfen. Die unmenschlichen Soldaten stürmten nämlich zur Türe herein und wollten alles untersuchen, auch in den Schränken, als ob wir dort ihre Feinde versteckt hätten. Die Schwestern waren voll beschäftigt mit dem Amputieren von Armen und Beinen, denn auf alles was sich bewegte, wurde gefühllos geschossen, auch auf die Mädchen, die ihnen nicht zu Willen waren.

Sie zogen sogar Kranke aus den Betten, weil sie vermuteten, es könnten sich Unita-Soldaten unter ihnen versteckt halten.

Am dritten Tag dieses unmenschlichen Gemetzels, kamen endlich zwei höhere Offiziere in mein Zimmer und ich konnte ihnen erzählen, was diese wilde Bande alles anstellte und sie bitten, all diesem Elend ein Ende zu machen. 4 Soldaten wurden daraufhin offiziell erschossen. Dank dieser Offiziere konnte ich auch bald per Helikopter nach Catumbela ausgeflogen werden.

Nachdem ich schon während vier Wochen in Angola bettlägerig war, konnte ich mich nun in meiner Heimat, im Spital in Visp weiterpflegen lassen. Dort wurden mir noch 6 dl Blut aus der Bauchhöhle abgezogen.

Langsam erhole ich mich nun wieder von all diesen Schreckenserlebnissen und bereite mich vor, so bald als möglich wieder in mein geliebtes Angola zurückzufliegen, wo wir drei, die Margarida, ich und der Messerstecher einander in Frieden (dem Volk als Beispiel) umarmten und mein ehemaliger «Feind» von meiner Lebensretterin einen Kuss bekam.